

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

„Jan,“ stöhnte sie unwillig, „wir sind noch nicht zu Ende. Höre noch eins. Sind wir erst aus dem Tore, so sind wir vorläufig in Sicherheit. Aber ihr müßt, sobald das Tor geöffnet wird, uns nachreiten. Am Uretor ist der Gasthof „Zum störrischen Ochsen“, dort sind immer Pferde zum Verkauf gestellt. Ich muß das wissen, denn der Wirt ist mein Onkel von mütterlicher Seite. Und ihr dürft dann unseren Karren nicht eskortieren, sondern müßt vielmehr tausend Schritt hinterher reiten. Und nur, wenn man uns verfolgt und den Karren durchsucht, dann —“

„Dann werde ich den Durante erstechen. Du kannst das Sakrament darauf nehmen, Griet.“

„Und nun komm, ich will dich zu Marie-Anne bringen, wenn Durante noch nicht zurück ist. Sie will dich sehen und dir den Brief der Königin geben, der bei dir sicherer ist als bei ihr.“

Sie gingen rasch und ohne zu sprechen noch ein Stück weiter.

„Bleib hier stehen, Jan. Ich gehe voraus. Und nach fünf Minuten folgst du langsam. Wenn du um jene Ecke biegst, siehst du hundert Schritt weiter ein Gartenspörtchen. An dem klopfst du. Ein Mann wird dir öffnen, der ein Diener Durantes ist. Dem sagst du, daß du das Fah hosen willst. Sagt er, es ist noch nicht leer, so habe ich ihn instruiert und Durante ist zurück und du gehst schleunigst zurück. Laßt er dich aber ein, so gehst du auf das erleuchtete Fenster zu. Ich erwarte dich, lebe wohl.“

„Und wenn ich nicht eingelassen werde?“ fragte Jan und hielt sie am Kleide fest.

„So bist du trotzdem morgen um Mitternacht am Kreuz.“

Sie eilte davon, indem sie ihr Tuch fester zusammennahm. Und Jan wartete. Als er glaubte, daß die Zeit um sei, schlenderte er langsam nach, bog um die Ecke, fand die Gartenspforte und pochte.

Dem Türhüter sagte er seinen Spruch her. Zögernd ging die Tür auf und ließ ihn ein. Im Hintergrund des Gartens sah er das erleuchtete Fenster. Griet erwartete ihn, nahm ihn bei der Hand und flüsterte:

„Sie sind noch nicht zurück. Komm schnell.“

Ein weißgetünchter Gang nahm ihn auf. Griet ließ ihn stehen und öffnete leise eine Tür. Jan hörte drinnen die Stimme Orlets und eine andere Stimme, die von Tränen schwer war, aber weich und süß klang, wie die Stimme der Amsel. Endlich ging die Tür wieder auf und Marie-Anne von Spaur trat auf die Schwelle. Griet schlüpfte vorbei und flüsterte:

„Ich halte Wache.“

Jan aber hörte das nicht. Er starrte nur das Kind an, das ihm gegenüber stand, dieses hüfenschlanke Kind im schwarzen gebauschten Atlasgewand, das zur Seite ein wenig über dem violetten Unterkleid gerafft war. Aus dem tiefen Ausschnitt der Taille hoben sich zarte kindliche Schultern, von ebenso blendender Helle, wie der schmale Hals, auf dem ein großer Smaragd strahlte. Eine mächtige schwarze Spitzkrause, die steil empor stand, rahmte den Kopf wie ein gebogener Fächer. Auf dem holden Gesichtchen, dessen große braune Augen feucht schimmerten, und um den kleinen Mund lag eine rührende Hilflosigkeit. Jan wußte sich vor Mitfühlen nicht zu lassen und sank in die Knie.

Da zuckte der Mund und große Tränen liefen langsam aus den Augen, die starr auf Jan gerichtet blieben.

„Mein Herr,“ sagte Marie-Anne endlich, mit bebender Stimme, „mein Herr, ich habe an Gott verzweifelt und an den Menschen. Ihr, der Ihr einer Waise helfen wollt, gebt mir den Glauben wieder. Oh, mein Herr, ich vertraue Euch — rettet mich und meine Dankbarkeit wird —“

Jan fiel ihr stammelnd in die Rede:

„Sprecht nicht so — nein, sprecht nicht von Dankbarkeit; — für einen Blick von Euch — das schwöre ich — retzt ich Euch dem Teufel aus dem Nachen, Bader —“

Aber ehe er vollenden konnte, hörte er Orlets Stimme:

„Schnell, schnell, sie sind zurück.“

Jan fühlte einen Brief in seiner Hand, irgend jemand zog ihn mit:

„Hier, hier steht das Fah! Und eile.“

Er stand schwankend im Freien, besann sich und steckte erst den Brief in das Wams. Von der Pforte her, durch das Dunkel, klangen Stimmen: ha, der Durante, dachte er und packte das schwere Eichenfaß mit beiden Fäusten. Wenn ich ihm das auf den Schädel schlage!? Und schon setzte er sich herausfordernd in Gang. Aber noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß er dadurch Marie-Anne in Gefahr brachte und Griet, Griet selbstverständlich auch. Also nahm er das Fah auf die rechte Achsel und ging langsam und breitbeinig vorwärts, indem er den „Winterkönig“ pfiß. Dicht am Tor standen die zwei in den schwarzen Mänteln und sprachen mit dem Türhüter. Beim Nahen Jans traten sie ein wenig zur Seite und ließen ihn vorbeigehen.

„De du,“ rief ihn Durante an, — Jan erkannte ihn an der Stimme — „wer bist du?“

„De du,“ erwiderte Jan, „wer bist denn du?“

„Armer Mensch,“ raunte ihm der Türhüter zu, „er ist der Herr hier.“

„Ein verteuft frecher Gesell, ma foi,“ lachte Durante grimmig heraus.

„Ah so, der Herr,“ machte Jan gleichgültig. „Knecht und Herr sieht in der Dunkelheit wie Spitzbube aus, und ich bin Jan aus dem Blauen Hecht, und wenn Ihr mehr wissen wollt, so geht ein Stückchen des Weges mit, denn ich bin eilig.“

Und damit ging er die zwei Schritte zur Pforte, öffnete sie und stand aufatmend draußen.

In einem Haustor ließ er sein Faß stehen und setzte sich dann in Trab; denn Groß-Sankt-Martins-Glockenpiel sang gerade: ting, tang, tung, „Glorreiche Himmels-Königin“ und dann war es neun Uhr.

Als Jan im „Blauen Hecht“ ankam, sah ihn Frau Josepha ein wenig argwöhnisch an und sie lächelte spöttisch und lauernd.

„Ei Jan,“ sagte sie, „man muß sagen, daß dein Geschäft beim Pater Andreas sich nicht eben rasch abgewickelt hat.“

„In der Tat,“ erwiderte Jan, „zwei Stunden sind eine lange Zeit. Aber ich will gehängt sein, wenn Pater Andreas das Zureden nicht versteht. Ich kann Euch sagen, daß ich jetzt eine Courage im Leibe habe, eine Courage —!“

Und er riskierte es und kniff Frau Josepha über die Theke weg herzhaft in den vollen Arm. Sie, die sich seine Rede nach ihrem Geschmack auslegte, nämlich so, als wenn der Pater (wie gut ist er doch!) ihm zur Heirat Mut gemacht hätte, legte den Kopf verschämt wie eine Jungfrau auf eine Schulter und drohte mit dem Finger:

„Courage freilich, Schlingel!“

Aber drinnen in der Gaststube schlugen sie gebieterisch die Becher auf den Eichentisch und störten das Jodeln.

Und als endlich der heilige Johannes erschien, sah er mit seinen weitaufgerissenen himmelblauen Augen in die finstere und leere Schenke, denn Jan hatte schon frühzeitig Feierabend gemacht und war zu José Maria hinaufgestiegen.

Der las gerade sein Brevier. Er deutete auf den todwunden Winstenstuhl und sagte milde:

„Ave et benedice, Joanne.“

Für Jan schien die Zeit, da er warten mußte, ohne Ende. Und kaum machte José Maria das letzte Kreuzzeichen, als er auch schon aufsprang, wie ein Wegelagerer, der „Geld oder Leben“ ruft, dem Abbé gebieterisch zurief:

„Stehst du zum Kardinal oder zur Königin?“

„Von welchem Kardinal ist die Rede?“

„Vom Balfisch, — oder wie er auch heißt: Richelieu.“

„Ei, ei, Jan, deine plumpen Finger in Politik?“

„Antworte mir rasch, José Maria —!“

„Nun, eh bien, die Antwort ist nicht eben leicht —“

„Hältst du zu einem Mörder, einem Verfolger der Waisen, einem Balfisch, der die kleinen Fische alle verschlingt?“

„Wenn es so ist wie du sagst — dann allerdings — dann hielte ich nicht zu ihm. Aber —“

Jan ließ ihn nicht ausreden.

„Ich danke dir,“ rief er und preßte ihm mit wütender Ueberchwänglichkeit die blassen Hände. „Und nun höre.“

Und sich in der Rede überstürzend, zurückeilend, sich verirrend, erzählte er ihm die Erlebnisse des Abends.

„Und wenn du nicht mitgehst, dann — dann laß uns die Degen nehmen. Du weißt das Geheimnis, leben darfst du nicht. Sag ja oder leg aus!“

Der Abbé ließ sich gelassen und vorsichtig auf seiner Bettstatt nieder.

„Der kleine Jan,“ meinte er gedankenvoll, „ei, ei, plätschert in dem wilden Weltmeer der Politik, wie ein Säugling in der Badewanne. „Kleiner Jan, ich sehe schon die Ungeheuer der Tiefe, die nach deinen Weinen schnappen. Deine Weiber müssen ihr Leben lang Nähe gehütet haben, daß sie auf dich als ihren Retter verfallen.“

„Höre José Maria,“ schrie Jan, „sprich nicht ohne Respekt von der kleinen Marie-Anne —!“

„Und Griet —?“

„Und auch von Griet nicht.“

„Aber deine kleine Marie-Anne — wie präsentiert sie sich? Ich denke so mit einem Gänsehals und Sommerprossen, auch dürste sie kispeln.“

„José Maria!“

„Du weckst Tugendjosepha, Jan, moderiere dich.“

„Ach wenn du wüßtest! — sie ist schön, wie ich nie eine Jungfrau sah. Ihre Haut blendet wie sonnenbeschienener Schnee, ihre Augen sind tief wie die Mare der Eifel, José Maria, und wenn du ihre Stimme hörst, denkst du an Maatabende, wenn die Abendsonne hinter feuchten Bäumen untergeht.“

Der Abbé sah seinen Jan groß an. Der errötete, ohne zu wissen warum, und sagte mit leiser Stimme:

„Und du wirst ihr Ritter sein. Du der Mann von Geist und höflichem Anstand wirst mit ihr plaudern, wenn erst diese verwünschte Stadt hinter uns liegt, auf den langen Landstraßen, indes ich mit Griet das Lied vom Zunsbruder Landsknecht singe.“

José Maria atmete auf, ein leichtes Lächeln spielte um seinen Mund.

„Nun wohl, kleiner Jan, ich bin mit von der Pusz-fahrt.“

Er wehrte Jan ab, der ihn umarmen wollte.

„Aber du sprachst von Pferden. Wo sind sie?“

„Ach höre,“ antwortete Jan, „da gehst du morgen nach dem Uretor zu, da ist der Gasthof „Zum störrischen Ochsen“. Dort im Stall stehen immer gute Rosse zum Kauf, denn wir dürfen nicht auf Kleppern reiten.“

„Freilich nicht. Aber wie steht's mit dem Bezahlen?“

„Richtig, richtig. Ja —“

Und Jan kratzte sich hinter dem Ohr.

„Laß mich einmal sehen. Da habe ich einen französischen Goldguden, fünf Joachimstaler, aber nicht gekippt und gewippt, und Stücker zwanzig rheinische Heller.“

„Ich habe,“ sagte José Maria, „ich habe — — die Er-fahrung, Jan, und die ist mehr wert als deine Gulden, samt den Talern und Hellern. Denn wolltest du zum Roskauf gehen, du würdest sicher betrogen.“

An diesem Abend trank Jan aus Freude so kräftig, daß Frau Josepha, als er endlich stolpernd und stampfend die Stiege herauskam, die Rinne ihrer Kammertür nicht niederdrückte. Sie lauschte, und ein wenig furchtsam flüsterte sie vor sich hin:

„Was redet er da, der jede Mensch?“

Jan aber tollerte großspurig vorbei:

„Leg aus — hochbeiniger Schuft — leg aus! Ich will den Apfelsüß an dir probieren. Dein Balfisch soll mich mit Haut und Gebein verschlucken, wenn ich dir nicht den Adamsapfel aufspieße. Heran du spizmäuliger Schurke, Kinderfresser —! Seid mutig, Freunde. Schießt, schießt. Löst die Bombarden. Und sagt der Mutter, sie soll nicht mehr weinen, ich spieß auch noch den Balfisch auf!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Vater der Dampfschiffahrt.

(Zum 100. Todestage von Fulton, 24. Februar.)

Als Robert Fulton am 24. Februar 1815 aus dieser Welt schied, starb der kaum Fünfzigjährige viel zu früh, denn noch große Gedanken lebten in seinem Kopf, deren Vollenbung er nicht mehr schauen sollte. Aber dennoch gehört er zu jenen glücklichen Erfindern, die da ernten, wo Sacher und Gräbler ein Jahrhundert lang vergebens gesät und sich bemüht haben; ihm war es beschieden, den krönenden Schlußstein auf ein von vielen begonnenes Werk zu setzen und Unsterblichkeit zu erringen, indem er der Menschheit eins der großartigsten und folgenschwersten Kulturgeschenke machte. Schon im 17. Jahrhundert waren Versuche gemacht worden, Schiffe ohne Hilfe von Rudern und Segeln zu verwenden; im 18. Jahrhundert mehrten sich dann die Nachrichten über die Benutzung des Schaufelrades bei Schiffen; die Erfindung der Dampfmaschine gibt einen neuen Antrieb zur Lösung dieser Frage; von der Theorie der Pavin, Bernoulli und Euler ging man zu praktischen Experimenten über. Der Bergwerksmechaniker William Symington unternahm sogar 1802 mit seinem Dampfschiff „Charlotte Dundas“ bereits Fahrten; aber alle diese Verläufer Fultons brachten es doch zu keinem Erfolg, und sie alle konnten mehr oder weniger in den Jammerruf jenes John Fitch einstimmen, der die traurigen Erfahrungen seines Lebens in die Worte kleidete: „Es gibt nur noch ein Unglück, das schlimmer ist als eine böse Frau, nämlich: ein Dampfsboot erfinden zu wollen.“

Fulton blieb ein solch trübe Erlebnis erspart. 1765 in dem pennsylvanischen Ort Little Britain, der sich nach ihm Fulton nannte, geboren, kam er nach der Schulzeit zu einem Goldschmied und Uhrmacher in die Lehre und offenbarte hier ein so häufiges Beichtalent, daß ihn Gönner zum Maler ausbilden lassen wollten. Zu diesem Zweck kam der Einundzwanzigjährige nach London. Da ihn aber die Malerei nicht befriedigte, widmete er sich dem Studium der Mechanik; vielleicht hat er Symingtons Schiff gesehen, das großes Aufsehen erregte; von einem andern der damaligen „Dampfsbooterfinder“ James Rumley, erhielt er entscheidende Anregungen, und sein glücklicher Stern ließ ihn auch den rechten Mann zur Ausführung seiner Pläne finden. Er erhielt von der amerikanischen Gelandtschaft in Paris einen Auftrag, ein Panorama zu malen, und lernte dabei den Gesandten der Ver-

einigten Staaten in Paris, Livingstone, kennen, der mit den gleichen Ideen vertraut war und sich schon 1797 bemüht hatte, Dampfboote auf dem Gudson fahren zu lassen. Fulton brachte nach Paris auch den Plan eines Unterseebootes mit, und es ist ja gerade in letzter Zeit oft darauf hingewiesen worden, daß er damals sein Tauchboot „Nautilus“ dem ersten Konsul Bonaparte vorführte und so als der Erfinder des U-Bootes gelten muß. Während diese Idee aber noch 100 Jahre brauchte, um ihre reifen Früchte zu tragen, kam er mit seinem Dampfboot früher zum Ziel. Er baute mit Livingstones Geld 1803 ein Dampfboot, mit dem er auf der Seine Versuchsfahrten unternahm, ohne praktische Resultate zu erzielen; das Schiff ging viel zu langsam und zerbrach schließlich unter dem Gewicht der Maschine. Sein Vorschlag an Napoleon, mit seinen von Wind und Wetter unabhängigen Schiffen eine Armee in England zu landen, fand nach diesem Mißerfolg nur noch taube Ohren. Er selbst aber ließ den Mut nicht sinken, ließ sich bei einer berühmten englischen Maschinenfabrik eine Dampfmaschine nach seinen Angaben herstellen und ging nun nach Amerika zurück, wo er mit Hilfe Livingstones 1807 das erste brauchbare Dampfschiff herstellte, das er zu Ehren von Livingstones Wohnort „Claremont“ nannte. Am 17. Aug. 1807 vollendete dieses Dampfboot glücklich seine erste größere Fahrt auf dem Hudson von New York nach Albany, legte also eine Entfernung etwa wie von Köln bis Mainz zurück.

„Am Morgen, als ich New York verließ“, hat Fulton selbst erzählt, „gab es nicht 30 Personen, welche glaubten, daß mein Boot auch nur eine Meile stündlich laufen würde, und während wir die Landungsbrücke verließen, welche mit Zuschauern bedeckt war, mußte ich viele satirische Bemerkungen anhören. Dies ist die Art, in welcher Unwissende die Leute begrüßen, welche sie „Philosophen“ und „Projektentmacher“ nennen. Nach die Aussicht auf persönlichen Vorteil wurde mir als Beweggrund zugeschrieben, doch ich fühlte unendlich mehr Vergnügen in dem Gedanken an die ungeheuren Vorteile, die meinem Vaterlande dadurch zuteil werden würden.“ Buerst mit Angst und Schrecken, dann mit Bewunderung und hellem Jubel sah die Menge das schwarze Wolken austretende und hinten strömende Schiff sich „ganz von selbst“ dahinbewegen, und die Mannschaften der Schiffe, denen es begegnete, fielen auf die Knie und beteten zu Gott, sie vor dem Flammen sprengenden Ungeheuer zu beschützen. Das denkwürdige Schiff, das eine Länge von 42,67 Meter, eine Breite von 4,57 Meter, einen Tiefgang von 0,61 Meter und eine Wasserverdrängung von 180 Tonnen hatte, war mit einer Dampfmaschine von 20 Pferdekraften ausgerüstet, und die 4,57 Meter im Durchmesser messenden Ruderäder hatten je 8 Schaufeln. Ein regelmäßiger Dampferverkehr war nun rasch in die Wege geleitet. Fulton aber begnügte sich nicht, dem friedlichen Handel ein neues Werkzeug gewonnen zu haben, sondern er machte seine Erfindung auch dem Seekrieg dienstbar, und nach seiner Zeichnung wurde nun der erste Kriegsdampfer gebaut, der am 29. Oktober 1814 in New York vom Stapel lief und den Namen „Fulton I.“ erhielt. Die erste Probefahrt dieses schwerfälligen Raftens, mit dem doch eine neue Ära des Seekrieges begann, hat sein Erfinder nicht mehr erlebt. Wer sein Name ist auf ewig verknüpft mit dieser epochenmachenden Geistesleistung, die den Dampf zum Beherrscher der Meere machte.

### Der Hessesn Kriegsruhm.

Der Kriegsruhm der Hessen, der jetzt wieder auf dem östlichen Kriegsschauplatz eine Erneuerung erfährt, läßt sich bis ins Altertum zurückverfolgen, sind doch die Hessen als die Abkömmlinge der alten Chatten anzusehen, die den Eroberungsheeren der Römer in Germanien die beste Gegenwehr boten. Welche Rolle die Hessen in der weltlichen und kirchlichen Geschichte des Reiches im sechzehnten Jahrhundert spielten, ist bekannt; Philipp der Großmütige war es, der an der Spitze seiner Hessesn Söldningen und den Bauernaufrund unterdrückte und der durch einen glänzenden Handstreich im Jahre 1534 den Herzog Ulrich von Württemberg in seine Staaten wieder einsetzte. Seine Hessen kämpften siegreich gegen den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig und schlugen sich tapfer, von Philipp den Hugenotten zu Hilfe gesandt, auf fremdem Boden. Noch trefflicher bewährte sich der Hessesn Kriegstüchtigkeit unter dem Landgrafen Wilhelm V., der sein hessisches Heer nach schwedischem Muster schulte und an der Seite Gustav Adolfs tapfer kocht, freilich später der Uebermacht der Kaiserlichen weichen mußte. Inzwischen war Wilhelms Hessesn-Heer Kriegstüchtig genug, um auch noch unter seiner Witwe Amalie Elisabeth, die nach dem Urteil eines gleichzeitigen französischen Schriftstellers „alle Eigenschaften eines großen Feldherrn besaß, um eine Armee zu kommandieren“, das Hessenland von den Katherlichen zu befreien.

Im 18. Jahrhundert erwiesen die Hessen ihre Kriegstüchtigkeit im Siebenjährigen Kriege. „Die Kriegskundigen mögen entscheiden“, so sagt Karl Bernhardt, „ob es wahrscheinlich sei, daß Friedrich der Große auch dann aus dem Siebenjährigen Kriege siegreich hervorgegangen wäre, wenn die hessische Truppen gegen ihn gelochten hätten, statt für ihn. Soviel ist jedoch gewiß, daß von der Gegenseite alles angeboten wurde, um ihm diese Diffschär zu entziehen. Man hatte nämlich den Erbprinzen von Hessen heimlich zur Annahme des katholischen Glaubens veranlaßt, und

als er auf dringendes Verlangen der Landstände sich verpflichtete, daß niemals die Truppen dieses fürstlichen Hauses ganz oder ein Teil derselben einer katholischen Putschance oder einem dieser Religionen zugetanen Reichsstand gegen protestantische Mächte oder Länder zu Hilfe geschickt oder in Sold überlassen werden sollten“, da fehlte es weder an gelehrten Deduktionen, welche die Unverbindlichkeit solcher Gelöbnisse nachwiesen, noch an Plänen, dem Erbprinzen zur Erledigung von diesen Verpflichtungen zu verhelfen. Landgraf Friedrich blieb jedoch, als er noch während des Krieges zur Regierung kam, dem Willen seines verewigten Vaters und den Wünschen des Volkes entsprechend, Preußens treuester Bundesgenosse.“

Der Hessesn Kriegsruhm hat dem kurhessischen Staate dann schwere Wunden geschlagen; ein Fürst verkaufte seine Landesländer, damit sie sich für England in Amerika und in Flandern gegen Frankreich schlugen. Die Großherzoglich hessischen Truppen bielten sich auch im Kriege von 1866 mader, und wenn sie am 13. Juli bei Laufach eine blutige Niederlage erlitten, so vermochte diese doch den altbewährten Kriegsruhm hessischer Truppen nicht zu beeinträchtigen, denn es ward anerkannt, daß die Schuld an dieser Niederlage dem Fehler der Führer zugeschrieben werden mußte, daß die Truppen selbst aber sich tapfer schlugen. Und das taten sie auch in dem Deutsch-Französischen Kriege 1870/71, in welchem die Hessesn als 25. Division unter Führung des Prinzen Ludwig dem 9. Armeekorps angegliedert wurden und an dessen Ehren rühmlichen Anteil nahmen. Die Schlacht bei Gravelotte und die Kämpfe an der Lotre waren besondere Ruhmesstaten der tapferen Hessesn.

### Wird die Frau häßlicher?

„Die Frau wird häßlicher!“ Das war der Marnruf, den kürzlich in einem Aufsage die weit verbreitete amerikanische Familien- und Frauenzeitschrift „The Family“ aussprach und begründete. Das Echo, das diese Warnung fand, war überraschend stark. Aus allen Teilen der Vereinigten Staaten gingen der Schriftleitung Zustimmungserklärungen zu. Nicht etwa, als ob die Briefschreiberinnen für ihre Personen die Tatsache zugegeben hätten, daß die Frau häßlicher werde, wohl aber fanden sie die Behauptung richtig, soweit ihre Mitschwester in Betracht kamen. Vom Worte schritten die unternehmenden Amerikanerinnen alsbald zur Tat, das heißt natürlich zur Gründung eines Vereins, der sich durch Zweigvereine binnen kurzem über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten ausdehnte. Die erste Leitung dieses Vereins bestand nun in der massenhaften Herstellung und Verteilung einer Flugzchrift, die einen „Ausruf an die Frauen“ zur Pflege ihrer Schönheit enthält. Die Schrift geht davon aus, daß jede Frau, selbst die weniger glücklich bedachte, von der Natur mit Reizen ausgestattet und auch in der Lage sei, diese sich lange zu wahren und zu erhalten, wenn sie ihrer Schönheit nur die nötige Pflege angedeihen lasse. Gesundheitspflege, vernünftige Ernährung, Reinlichkeit, Körperübung, frische Luft und Schlaf, das sind die wichtigsten Rezepte zur Erhaltung der Schönheit, die die Schrift den Frauen empfiehlt. Außerdem aber gibt sie noch eine ganze Reihe von Einzelanweisungen zur Erhaltung der weiblichen Schönheit, die nicht ohne Interesse sind. Diese Vorschriften beginnen mit der Pflege der Gesichtshaut und -farbe. Nicht mit rauhen Handtüchern das Gesicht abtrocknen, es nie mit zu kaltem Wasser waschen und von der Verwendung der Seife für das Gesicht vollständig absehen: das sind die drei Ratsschläge, auf die für die Pflege des Teints besonderes Gewicht gelegt wird. Empfohlen wird eine aus pulverisiertem Hafermehl und ein wenig Wasser hergestellte Paste, die dreimal in der Woche unter leichtest Reibung zur Reinigung des Gesichtes verwendet werden soll. Sie erfüllt diese Aufgabe in vorzüglicher Weise und erhält zugleich der Haut ihre samtene Weichheit. Um das Erscheinen der so wenig beliebten Muzeln soweit wie möglich hinauszuschieben, empfiehlt die Schrift den Frauen, sich von Kind auf möglichst aller Grimassen und Gesichtsverzerrungen zu enthalten, denen sie einen großen Teil der Schuld an der Runzelbildung zuschreibt. Es wird weiter auf die Gefahren für die Frauenschönheit hingewiesen, die zu enge Kleider, zu kleine Schuhe und Handschuhe, die endlich das Schnüren mit sich bringen. Für Hand- und Armpflege wird auf die Verwendung der Massage und der Elektrizität hingewiesen, die freilich auch möglichst von Kind auf erfolgen soll, um die jugendliche Geschmeidigkeit der Glieder und Gelenke zu erhalten und zu steigern. Zur Nagelpflege sind nicht harte Werkzeuge, wie Scheren und Messer, sondern nur solche aus Holz und kleine Feilen zu verwenden. Die Haare müssen, will man sie in ihrer Schönheit erhalten und pflegen, vor allem immer wieder gebürstet werden. Seifen und Ammoniak sind ihnen schädlich, besonders wenn das Haar schon von Natur zur Trockenheit neigt. Sehr vorteilhaft soll dagegen etwas Zitronensaft in Wasser wirken. Hervorgehoben wird die große Wichtigkeit der Frisur für die Erscheinung der Frau. Ein langer Kopf braucht eine in die Stirn reichende Frisur und volle Haarwülste an den Seiten; einem zarten, mageren Gesichte stehen die Haarwulsten am Hinterkopfe gut, während die Frau, die ein volles, rundes Gesicht hat, ihre Haare über die Stirn nach hinten kämmen soll. Die Schrift rät den Frauen, sich wohl nach der Mode zu richten, aber nicht ihre Slavin zu werden. Sie sollen ihren persönlichen Typus

kennen und verstehen lernen und sich danach heiden und schmücken. Durch diese und ähnliche Maßnahme hofft der neue Verein die Verhöhnung der amerikanischen Frau zu bekämpfen und ihr die Mittel in die Hand zu geben, um sich ihre Reize so lange zu erhalten, wie es irgend die Natur erlaubt.

**Vermischtes.**

Wie die Engländer sich in Frankreich einrichten. Jedermann, der Dagebrouc vor dem Kriege sah und der es heute wieder besucht, fragt sich, ob er träumt oder ob es möglich ist, daß dies dieselbe Stadt sein soll. So stellt ein Berichterstatter des „Daily Chronicle“ die durchreisende Verwandlung des ganzen Lebens in diesem Teile Frankreichs fest, die mit zu den bemerkenswertesten Erscheinungen des Krieges gehöre. Er macht diese Feststellung voll Stolz; aber es dürfte fraglich sein, ob die Frauosen seine Schilderung mit dem gleichen Gefühl lesen werden. Vor dem Kriege war Dagebrouc eine typische kleine Stadt Nordfrankreichs, so heißt es in der Schilderung weiter, ganz aus Backsteinen gebaut, halb Industrie, halb Ackerbaustadt, selbstzufrieden und vor allem friedlich. Heute ist dieser kleine Winkel französischen Bodens ein militärisches Zentrum voll heberhafter Lebendigkeit geworden; aber, was noch erstaunlicher ist, nicht die französische Luftform sieht man auf den Straßen, sondern überall nur das englische Kloth, Dagebrouc ist englisch. Man kann es nicht leugnen. Es ist tausendmal mehr englisch als französisch im gegenwärtigen Augenblick. Wohin man seine Augen wendet, man sieht nur britische Freiwillige und Londoner Autobusse. Als diese letzteren von England ankamen, erinnerten sie noch stark an Piccadilly und Strand, sie waren über und über mit modernen Reklamen bedeckt und sahen gar nicht nach dem Kriege aus. Heute haben sie eine Umwandlung erlitten, sie weisen nur noch ein nüchternes Stahlgrau auf. Wir treten einen Augenblick in ein Kaffeehaus. Es ist voll von englischen Soldaten. Tommy hat schnell die Vorzüge des französischen Kaffeehaussystems begriffen und war davon augenblicklich so entzückt, daß es nötig wurde, den Soldaten den Besuch vor 10 Uhr morgens und nach 6 Uhr abends zu verbieten. Plötzlich ertönt eine Explosion, und alle stürzen aus dem Kaffeehaus auf die Straße. Was ist los — Tauben? Ja, es war eine Taube, oder vielmehr, es waren drei, die in großer Höhe dahinfliegen. Es fällt noch eine Bombe, und noch eine dritte. Die Explosionen scheinen in der Nähe der Station Kottzuhinden. Die Tauben wenden nach Nordosten, zwei englische Flieger haben sich zu ihrer Verfolgung aufgemacht. Wir gehen zur Station und finden, daß ein paar Häuser getroffen und beschädigt sind, Tot oder verwundet ist niemand. Wie wird nun Dagebrouc nach dem Ende des Krieges zu seinem ruhigen Leben der früheren Zeiten zurückkehren? Das ist die Frage, auf die vielleicht auch schon mancher Franzose eine Antwort zu suchen beginnt.

Englands „Waise des Kapitols“. Wie die Römer einst in höchster Not an den wachsamem Wänsen des Kapitols ihre Reiter fanden, so blickt man jetzt in England auf die „Sasajen von Sarby“, die in ähnlicher Gefahr ähnliche Dienste leisten sollen. Von verschiedenen Seiten wurde die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß die Sasajen von Sarby, einem Ort an der nach der See hin gelegenen Seite der Hügel von Lincolnshire, etwa 40 km von der Küste entfernt, bei dem letzten Angriff der deutschen Schiffe ein seltsam ausgerichtet Wesen gezeigt haben, als noch niemand etwas von dem Herannahen der deutschen Kreuzer ahnte. Die Tiere liefen wie wild durcheinander, schrien und schlagen ängstlich mit den Flügeln. Diefelbe Erscheinung will man bei dem ersten Angriff auf die englische Ostküste bei Sasajen in Norfolk bemerkt haben. Die Zoologen beschäftigen sich nun mit der Frage, ob die Tiere den Kanonendonner wirklich hören konnten, oder ob sie sonst einen geheimen Instinkt haben, der sie den Angriff ahnen ließ, sowie ja auch die Tierwelt durch ihre besondere Feinfühligkeit Wetterkatastrophen vorherzusagen vermag. Die außerordentliche Feinfühligkeit des Gehörinns der Tiere ist ja bekannt, und die Sasajen sind sehr leicht erregbare Tiere. Im übrigen aber, so erklären die Zoologen, weiß man über ihr „Seelenleben“ nur wenig, und deshalb läßt sich die Frage nicht einwandsfrei lösen. Vorsichtige Engländer aber beobachten seitdem das Verhalten der Sasajen mit gespannter Aufmerksamkeit und hoffen, durch sie bei neuen Angriffen rechtzeitige Warnung zu erhalten.

**Die Küche im Kriege.**

(Nachdruck dringen erwünscht.)

Gemüse-Graupensuppe. 3 Liter Wasser, 180 Gr. Graupen, 2 1/2 Pfd. Kartoffeln, Salz, für 20 Pf. Suppengemüse oder 20 Gramm getrocknetes Gemüse (Zuckerrübe), 125 Gramm mageren Speck. Die Graupen werden mit kaltem Wasser aufgesetzt; wenn sie kochen, die feingeschnittenen Wurzeln dazugegeben, Salz hinzugefügt und die Suppe 2 1/2 bis 3 Stunden gekocht. Der Speck kann mit dem Gemüse in die Suppe gelegt werden zum Garfochen; man kann ihn

auch in Würfel schneiden, etwas andünsten, nicht braun, und dann in die Suppe schütten. Zuletzt kommt das gehackte Kraut daran. Die Kartoffeln werden in kleine Stücke geschnitten, in Salzwasser gargekocht, abgeseigt und zu der Suppe geschüttet.

Kartoffeln mit Zwiebeln: Man häutet die Pellkartoffeln ab, schneidet sie in Scheiben, ebenso häutet man Zwiebel ab und schneidet sie auch in Scheiben. Dann läßt man eine Lage Kartoffeln, eine Lage Zwiebeln dazu, oder etwas Butter dazwischen, in das ganze etwas Wasser und läßt es auf dem Feuer zusammen gar dünsten. Oder man kocht eine Tunde folgendermaßen: Man schneidet reichlich Zwiebeln fein, schmort sie in Butter oder Margarine, tut etwas Mehl daran und rührt nach und nach Milch daran, so daß es eine schöne ebene Sauce gibt, die zu Pellkartoffeln vorzüglich schmeckt.

Ein schmackhaftes Gericht ist auch das sogenannte „Himmel und Hölle“. Man kocht Salzkartoffeln, zerstampft sie, gleichzeitig hat man Keffel in Stücke geschnitten, das Kernhaus entfernt und sie zerlockt. Man rührt dann beides zusammen, tut entweder gebratene Speckwürfel daran, oder etwas Butter. Gebratener Speck schmeckt gut dazu.

**Büchertisch.**

X Für unsere Soldaten im Felde. Es ist allgemein bekannt, daß unsere Soldaten langestreuig sind. Nun sind in dem jetzigen Weltkriege unählige Kriegs- und Soldatenlieder entstanden, die schon teilweise hier bei uns viel gelungen werden, doch dranhin unseren tapieren Soldaten sind sie nicht bekannt. Es ist deshalb freudig zu begrüßen, daß der Direktor des Kaiser Wilhelm-Danks Robert Gersbach eine Auswahl neuer Kriegslieder, die alle nach allgemein bekannten Weisen zungen sind, zusammengestellt hat und unter dem Titel „Feldgrave Lieder“ im Verlag Kameradschaft, Berlin W. 35, hat erscheinen lassen. Das kleine Büchlein zeigt uns so recht die deutsche Treue, den deutschen Mut und die deutsche Begeisterung. Es enthält u. a. ein prächtiges Landwehr- und Landsturmlied, desgleichen ein viel gesungenes Dindenburg-Lied. Auch das in unserer Zeitung abgedruckte Lied: „Freut euch!“ ist in dem Heft enthalten. Es würde freudig zu begrüßen sein, wenn die Angehörigen unserer Soldaten dieses Büchlein ins Feld senden. Die „Feldgraven Lieder“ kosten nur 1-9 Exemplare je 25 Bg., 10-99 Exemplare je 20 Bg., 100-199 Exemplare je 19 Bg., 200-399 Exemplare je 18 Bg., 400-499 Exemplare je 17 Bg., 500 und mehr Exemplare je 16 Bg. Der Verlag Kameradschaft, Berlin W. 35, ist bereit, wenn die Adressen bei der Bestellung mit eingefandt werden, die Hefte ins Feld zu senden.

1914. Ein Tagebuch. Das neueste Heft von Professor Eduard Engels im Erscheinen begriffenem, schnell allgemein bekannt gewordenem kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch“ (George Weltermann, Braunschweig, Berlin, Danenburg) enthält folgende bemerkenswerte Ausföhrung: „Unverständlich bleibt mir, warum die deutschen Zeitungen hartnäckig mit dem schlechten Beispiel: „Die Emden, die unvergeßliche Emden, unsere pflichttreue Emden“ den gedankenlosen Lesern vorangeben. Mir ist dabei immer, als höre ich: Unse treue Emma. Zum Donnerwetter, eine gepanzerte Kreuzer ein Frauenzimmer, oder eine Wasserluse, eine Badewanne? Ich habe es schon einmal gesagt: der Emden muß es heißen, einzig der Emden. Unsere Sprachgebern wagen sogar, die Scharnhorst und die Gneisenau zu engländen! Kriegsschiff heißt sonar englisch „man of war“! Schade, daß unser Generaloberst von Kessel sich nicht um solche Albernheiten kümmern kann, sonst würde ich ihn ersuchen, dergleichen empörende Verquatschungen einfach zu verbieten.“

**Ergänzungsrätsel.**

C...r...e, e.g.a., e...rel.e d...l.l.k!  
n..fl..en, n..f..g.n.f..m.'s n..m..r g.v.k!  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau  
trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame usw.  
Mittelhand hat trA, trZ, trK, trD, trS, tr7, p8, c7, carD, car9,  
im Stat lagen pB und cA; Rest für Hinterhand. — Verlauf des  
Spieles:

- |            |         |         |
|------------|---------|---------|
| 1. D. c8   | M. c7   | S. trB  |
| 2. S. p9   | M. p7   | M. p8   |
| 3. D. car8 | B. car7 | M. car9 |
| 4. M. tr7  | S. pA   | B. tr8  |

Vorhand bleibt jetzt am Spiel und erhält den Rest mit 105 Augen.